



LESLIE JAMISON

DER
GIN-TRAILER

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5153

Als junge Frau läuft Tilly von zu Hause weg und landet in der schäbigen Unterwelt Nevadas, wo sie statt des großen Glücks nur Drogen, Alkohol und die falschen Männer findet. Eines Tages, nachdem Tilly beinahe dreißig Jahre lang keinen Kontakt zu ihrer Familie hatte und sich in einem Trailerpark in der Wüste fast zu Tode getrunken hat, steht ihre Nichte Stella vor der Tür ihres Wohnwagens und zwingt sie zu einem Neuanfang. *Der Gin-Trailer* erzählt die Geschichte der eigentümlichen Beziehung, die zwischen den beiden entsteht.

Leslie Jamison, 1983 geboren, wuchs in Los Angeles auf, studierte in Harvard und promovierte in Yale. 2010 erschien ihr Roman *The Gin Closet*. Jamison ist die Autorin von *Die Empathie-Tests*, einem der meistdiskutierten Bücher 2015. Sie lehrt an der Columbia University und lebt mit ihrer Familie in New York.

Kirsten Riesselmann ist Journalistin und Übersetzerin, u. a. von Rebecca Solnit, Adrian McKinty und John Jeremiah Sullivan. Sie lebt in Berlin.

Zuletzt erschienen: *Die Empathie-Tests* (st 4807) und *Die Klarheit* (st 5052)

Leslie Jamison
DER GIN-TRAILER

Roman

Aus dem Englischen von
Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
The Gin Closet
bei Free Press / A Division of Simon & Schuster, Inc. in New York

Das vorangestellte Motto des Buches ist ein Textauszug aus:
Sylvia Plath, *Ariel. Gedichte*. Englisch und deutsch.
Deutsch von Erich Fried. © Suhrkamp Verlag, Berlin, 1974.

Erste Auflage 2021
suhrkamp taschenbuch 5153
© Leslie Jamison, 2010
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
© 2019 Hanser Berlin in der
Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Umschlag: Nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München
Umschlagabbildung: © plainpicture/Peter Franck –
aus der Kollektion Rauschen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47153-1

DER GIN-TRAILER

Für meine Großmütter
Patricia Cumming Leslie
und
Mary Dell Temple Jamison

*O Lieber, wie kamst du her?
O Embryo*

*Der noch im Schlaf
An sein Kreuz-und-Querliegen denkt.
Das Blut blüht rein*

*In dir, Rubin.
Die Pein zu der du erwachst
Ist nicht die deine.*

aus »Nick und der Kerzenleuchter«
von Sylvia Plath

STELLA

An Weihnachten fand ich Oma Lucy. Sie war gestürzt und lag auf dem Linoleum. Der Kühlschrank hinter ihrem nackten Körper brummte wie Todesrasseln. Zwischen ihren Fäusten hielt sie zusammengeknüllte, blutige Taschentücher. Aber sie war am Leben und sprach. »Ich wollte mir nur einen kleinen Joghurt holen«, sagte sie. »Da habe ich Nasenbluten bekommen.«

Ihre Hände ruderten durch die Luft und suchten nach Haltegriffen, Fingern, irgendwas. Zum ersten Mal sah ich ihren Körper ganz – ihre herunterhängende Geisterhaut und das blaue Geäder darunter.

Mit dem Zug war ich durch den eisig kalten Winter von Connecticut gekommen, ein Stück Honigkuchen und ein dick mit ihrem fettigen Lieblingsschinken belegtes Sandwich im Gepäck. Und mit einer Tasche voller Geschenke. Vom Fußboden aus wollte sie wissen: »Sind die für mich?«

Sie zitterte. So hatte ich sie noch nie gesehen, wie sie ohne Unterlass in die Luft griff und fasste. Ihr Gesicht zuckte, so als ob sie es ruhig zu halten versuchte, während untendrunter irgendetwas vor sich ging. Sie nahm meine Hand. Ihre Finger waren voller Creme und schmierig. »Matilda soll kommen«, sagte sie mit ruhiger, fester Stimme, als ob dieser Wunsch vollkommen naheliegender wäre. Von einer Matilda hatte ich noch nie gehört.

Ich fasste sie am Handgelenk und schob die andere Hand unter ihren Buckel. Die Haut zwischen den knöchigen Knubbeln ihrer Wirbelsäule war schlaff. »Reiß nicht so an mir«, sagte sie. »Das tut weh.«

Ich rief meinen Bruder Tom an. Der meinte: »Du musst sie fragen: Lucy, hast du dir den Kopf gestoßen?« Ich legte die Hand

über den Hörer und wartete auf ihre Antwort. Und er wartete auf meine.

»Es war doch nur der Joghurt«, sagte sie. »Ich wollte nur ein kleines bisschen Joghurt.«

Ich kniete mich neben sie. Meine Stiefel quietschten auf dem Linoleum. »Aber hast du dir denn den Kopf gestoßen? Kannst du mir das sagen?«

Sie sagte: »Ich bin mir nicht sicher, ob ich mich erinnern würde, falls es so wäre.«

Das berichtete ich Tom. Er meinte, ich solle sie mindestens zwei Stunden wach halten. Er erinnerte sich daran, dass man das tun musste, wenn der Verdacht auf Gehirnerschütterung bestand. Er war gerade zusammen mit unserer Mutter Dora auf der anderen Seite des Landes. Wahrscheinlich nippte er in einem Restaurant an der Pazifikküste, wo alle fröhlich unerschüttert über ihr Sushi nachdachten, an einem Glas Mineralwasser. Er erzählte mir, die Besitzer des Lokals seien Einwanderer der ersten Generation und hätten zum Glück über die Feiertage geöffnet. Es sei seit Monaten der erste Tag, an dem meine Mutter sich freinehme.

»Tom?«, fragte ich. »Kennst du vielleicht jemanden, der Matilda heißt?«

»Sekunde«, sagte er, »ich geb' dir mal Mom.«

Laut und plötzlich hörte ich ihre Stimme: »Du musst wirklich tun, was Stella sagt! Du musst zulassen, dass sie sich um dich kümmert!«

»Versuchst du gerade, mit Oma zu reden?«, fragte ich. »Soll ich dich vielleicht mal weiterreichen?«

»Oh«, sagte sie, »ja, natürlich.«

Mit zitternden Fingern griff Oma Lucy nach dem Telefon. Meine Mutter sprach so laut, dass es klang, als käme ihre Stimme aus dem Fußboden unter Oma Lucys Ohr. Oma Lucy rollte sich auf die Seite und gab mir das Telefon. Tom sagte: »Zwei Stunden,

verstanden?« Im Hintergrund hörte ich Geräusche, das Klirren von Gläsern und Stimmengewirr. Ich legte auf.

Oma Lucy wollte weder Honigkuchen noch Tee. Geschenke wollte sie auch nicht. Sie wollte nur ins Bett und schlafen. Es war noch nicht dunkel und würde es auch noch lange nicht sein. Aber sie beharrte darauf: Der Tag sei im Eimer. Sie wolle lieber morgen früh aufstehen und dann Weihnachten feiern.

Ich sah auf die Uhr. Holte tief Luft. Zwei Stunden: Das würde ich schaffen. Wir fanden eine Weihnachtssendung im Fernsehen. Animierte Rentiere aus Knetmasse trappelten über glitzernen Schnee. Um Oma Lucy wach zu halten, musste ich sie immer mal wieder schütteln. »Hey, du verpasst die Rentiere. Und den Schnee.«

»Diese Sendung ist schrecklich«, sagte sie schließlich. Dass sie ihre Meinung laut ausgesprochen hatte, schien ihr Aufwind zu geben, und sie schlug vor, wir könnten ja vielleicht doch ein paar Geschenke aufmachen. Dickflüssig suppte das Sonnenlicht durch die schweren Vorhänge ins Zimmer, so, als müsste es durch Gaze-Verbände hindurch. Oma Lucy wohnte im dritten Stock einer Wohnanlage, deren rauverputzte Wände die Farbe gebleichter Mandeln hatten. Die meisten ihrer Nachbarn waren Pendler und arbeiteten in New York bei einer Bank.

Meine Großmutter liebte Connecticut. Hier hatte sie sich in meinen Großvater verliebt, hier hatten die beiden geheiratet. Er kam eigentlich aus einer alteingesessenen Familie in New England, aber er war es gewesen, der darauf bestanden hatte, nach Westen zu ziehen, um von seiner Familie loszukommen. Dann verabschiedete er sich, um die Welt zu bereisen, und kam nie wieder. Er ließ sie sitzen mit der kleinen gemeinsamen Tochter, die sie ganz allein großziehen musste. Seine Familie sicherte ihr so viel Geld zu, wie sie für den Rest ihres Lebens brauchte.

Daraufhin hatte Oma Lucy sich in diese ganze Familie verliebt – das alte Blut, die Traditionen. Meiner Mutter hatte sie ein

Gefühl für ihre Herkunft mitgeben wollen, weswegen man den Sommer immer auf Cape Cod verbrachte, in einem Haus der Familie, an das meine Mutter sich nur mit Abscheu erinnerte. »Dieses Strandhaus für zwei armselige Monate im Jahr an uns abzutreten war nichts als schmutzige Bestechung«, sagte sie zu mir. »Da draußen war es mit dem Geld wie mit einem unehelichen Kind – alle wussten darüber Bescheid, aber niemand sprach davon.« Meine Mutter hatte keinerlei Erinnerungen an ihren Vater, aber ihre Wut über ihn war scheinbar groß genug, um das Thema jahrzehntelang eine offene Wunde sein zu lassen. Mit einer Aggressivität, die die Versöhnlichkeit meiner Großmutter wettmachte, entlud sich diese Wut auch gegenüber seiner ganzen Familie.

Ohne dass ihr das je hätte gesagt werden müssen, wusste Lucy von Anfang an, dass sie an den verschiedenen Wohnsitzen der Familie nicht willkommen war. Dass es vielleicht besser war, wenn sie drüben an der Westküste blieb. Aber nachdem sie ihre Tochter in Los Angeles aufgezogen hatte, kam sie zurück in die ehrwürdige Menschenleere, in die Kälte des Ostens und den Wohlstand von Greenwich. Sie konnte sich alles kaufen, was sie wollte, aber sie wollte damals nicht viel, weswegen ihre karg eingerichteten Zimmer in ihrer Reinlichkeit geradezu trist wirkten.

Meine Mutter sagte: »Sie hat ihm nie vorgeworfen, dass er sie verlassen hat. Das habe ich nie verstanden.«

Mit ihren Weihnachtsgeschenken ging Lucy so ordentlich und aufmerksam um wie ein wohlerzogenes Kind. Sie hatte eine Packung mit verschiedenen Schaumbädern und zwei Topflappen von mir bekommen. In die Topflappen war *New Yorks bester Auf-
lauf liegt in meinen Händen* hineingesteckt. Für mich war Oma Lucy schon immer eine gewesen, die Töpfe voller Cremesuppe mit Dosenmais und in dicke Stücke geschnittenen Kalten Hund machte, der salzig wie das Meer und weich wie Seide war. Wenn

sie zu uns in den Westen kam, um sich mit um uns zu kümmern, weil meine Mutter bei der Arbeit besonders viel zu tun hatte, kochte sie immer das Abendessen für uns, das meiner Mutter meistens nicht schmeckte. »Diese Eintöpfe sind verkocht bis zum Gehnichts mehr«, sagte sie. »Ich werde Jahre brauchen, um sie auszuschmeißen.« Das hat sie tatsächlich mal so beim Abendessen gesagt. Oma Lucy runzelte nur die Stirn und fing an, den Tisch abzuräumen.

Meine Mutter hat immer an den Kochkünsten ihrer Mutter herumgemäkelt – wie sehr sie sich bemühe und wie schlecht sie trotzdem koche. Und wie freudig sie nach Rezepten der Familie koche, die doch nichts mit ihr zu schaffen haben wolle. *Als hätte sie nicht ein Fünkchen Stolz im Leib*, sagte meine Mutter. *Und dazu hat das Zeug auch immer noch grauenvoll geschmeckt.* Dann kam der Blaubeerkuchen, dessen Teigkruste abbröselte wie tote Hautfetzen. *Da hat sie schließlich aufgegeben und die ganzen alten Familienrezepte einfach weggeworfen*, sagte meine Mutter mit Stolz in der Stimme. *Sie sagte: »Ich habe in meinem Leben schon viele Kuchen gegessen. Aber so einen schlechten wie diesen noch nicht.«*

Die Topflappen waren also in gewisser Weise ein um Jahre zu spät kommendes, augenzwinkerndes Siegesymbol. Meine Mutter war auf der anderen Seite des Landes, und Oma Lucy konnte in Ruhe ihre Suppentöpfe, Aufläufe und Kuchen zubereiten. Mit zusammengekniffenen Augen begutachtete sie das Diamant-Stepp-Muster der Lappen. »Ich mache sicherlich nicht New Yorks bestes Irgendwas«, sagte sie. »Ich wohne schließlich in Connecticut.« Sie legte die Topflappen fein säuberlich zusammen und dann auf ihren Wohnzimmertisch. »Sechs Sorten Schaumbad«, sagte sie. »Das ist doch mal was.«

Als sie sich den Wollrock über die dürren Beine zog, war ihre Strumpfhose durchsichtig genug, um die Blessuren ihres Alters zu zeigen – Schienbeine und Schenkel waren übersät mit pflau-

menfarbenen Flecken. »Es ist wie in einem Käfig hier drin«, sagte sie und meinte ihren Körper. »Alles an mir tut weh oder juckt.« Sie betonte, das Jucken verursache ihr ein größeres Unwohlsein, als ich mir vorstellen könne. »Es ist nicht *auf* der Haut, sondern darunter.«

Dann hielt sie kurz inne, als versuchte sie, sich an etwas zu erinnern. »Ich habe ja auch ein Geschenk für dich besorgt«, sagte sie schließlich, »aber ich erinnere mich nicht, was für eins.«

Ich meinte, darüber müssten wir uns im Augenblick keine Gedanken machen und wie es denn wäre, wenn ich ihr erst mal ein Bad einließe. Vielleicht wäre es ja ganz angenehm für die Haut?

»Wir nehmen diesen Schaum!«, sagte sie. Wie konnte es sein, dass mir erst jetzt auffiel, wie einsam sie war, wie unbedingt sie mir schmeicheln wollte? Ihr Eifer flatterte plötzlich vor mir wie ein von der Spule abgewickelter Garn. Eine so große Sehnsucht konnte man nur haben, wenn man jahrelang einsam gewesen war und sich daran gewöhnt hatte. Und jetzt war ihr Körper schwach genug, um gemeinsam mit ihr Sehnsucht zu haben.

Ich ließ ihr ein Bad mit Honig-Vanille ein – das war ihre Wahl – und saß auf der Klobrille, während sie sich mit ihren dünnen Beinen, dem weißen Bauch und den vor Seife glänzenden, an herunterhängende Insektenflügel erinnernden Armen unter die dampfende Wasseroberfläche faltete. Ich holte ein Buch und hielt meinen Blick fest darauf gerichtet, Zeile um Zeile, damit sie nicht den Eindruck bekam, ich würde sie anstarren. Als ich einmal kurz aufsah, bog sie den Finger, um mich näher zu sich heranzuholen. Ich beugte mich nach vorn.

Sie sagte: »Sie ließ eine Badewanne einlaufen, um sie wieder lebendig zu machen.«

»Was?«, fragte ich. »Wer?«

Sie schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Sehr langsam, Zentimeter für Zentimeter, ließ sie sich weiter ins Wasser gleiten. Da, wo sie schon unter Wasser war, machte die Hitze rote Flecken

auf ihrer Haut. Wer hatte die Badewanne einlaufen lassen? Und wer war gestorben? Sie könnte die Szene aus einem Film haben. Ich wusste ja, dass sie viele Filme sah. Was sollte man auch sonst tun, so allein den ganzen Tag, während langsam jeder Körperteil, die Augen, die Beine und der Kopf, seinen jeweiligen Geist aufgab.

»Wer hat was gemacht?«, fragte ich erneut. »Und was ist wieder lebendig geworden?«

»Egal was sie machte: Sie war dabei immer sanfter als deine Mutter.« Lucy fuhr sich mit zwei Fingern über die Wange, ein seifiger Streifen blieb zurück. »Hier hat sie mir zwar mal einen blauen Fleck gemacht, aber unter der Oberfläche war sie immer sanft und liebenswürdig.«

Ich sagte: »Ich weiß nicht, von wem du sprichst.«

»Nein«, sagte sie, »wir haben dir nie etwas gesagt.« Sie legte die Arme um sich. Sie hätte genauso gut im Traum sprechen können.

»Wovon habt ihr mir nie etwas gesagt?«

»Von Matilda«, sagte sie. »Der Schwester deiner Mutter.«

»Du hast noch eine ...« Ich unterbrach mich. »Wo ist sie?«

So leise, dass ich sie kaum verstehen konnte, sagte sie: »Ich weiß es nicht.«

Als sei Matilda ein Traumbild, das sich in Luft auflöste, wenn man nicht schnell genug von ihm erzählte, berichtete Oma Lucy mir mit krächzender Stimme und in andächtigen, aber dennoch explosionsartigen Schüben von ihrer jüngeren Tochter. Es hatte diese vielen Jahre gebraucht, um den Namen »Matilda« überhaupt laut aussprechen zu können.

Oma Lucy erzählte, wie sie Matilda – und zwar nur Matilda, nicht meine Mutter – jeden Sommer zu den Prielen mitgenommen hatte. Nach Chatham, an den Strand, am großen, salzigen Atlantik. »Da habe ich ihr Seeigel gezeigt«, sagte sie. »So kleine Bündel aus purpurfarbenen Bleistiften.«

Sie hatte ihr – damals ihr, jetzt mir – etwas über Seesterne er-

zählt. Wie sie mit ihrem außenliegenden Magen fressen. Sie hätten, so sagte sie, die Farbe von Orangensaftkonzentrat gehabt, so unglaublich leuchtend. Vielleicht hatte sie für jedes Tier die Farbe eines Fertiggerichts parat. Ich musste daran denken, wie oft meine Mutter gesagt hatte: *Sie ist durch und durch eine Hausfrau.*

Lucy sagte: »Matilda hat diese Priele geliebt. Ja, und wie.«

Stundenlang habe sie mit Begeisterung die Seeigelstacheln befühlt und den Krebsen dabei zugesehen, wie sie um Felsnischen als Behausungen kämpften. Aber vor Seesternen, die sich auf ihrem Arm festsaugten, sei sie zurückgeschreckt. »Sie meinte, es würde sich anfühlen, als ob jemand direkt an ihrer Haut atmete«, sagte Oma Lucy. »Ich hatte ihr gesagt, dass beim Seestern der Mund am Bauch sitzt.«

»Der Seestern dachte also, Matilda sei etwas zu essen?«

»Nein.« Sie lachte. »Er dachte, sie sei sein Zuhause.«

Oma Lucy beschrieb mir die Küste: bis ans Wasser reichende Wiesen aus einem bestimmten stacheligen Gras, das Matilda Großmama-Gras nannte, weil es im Wind so klang, als ob eine alte Frau seufzte. »Großmama-Gras.« Lucy hielt inne. »Vermutlich ist es das, was ich jetzt bin.«

Erst als sie wieder zu zittern anfang, kam ich auf die Idee, dass das Wasser, in dem sie lag, stark abgekühlt sein könnte. Sie schaffte es nicht, allein aus der Wanne zu kommen. Ich musste mit meinen Armen ins Wasser, um sie hochzuhieven. Das Wasser tropfte von ihrem Körper auf meine Jeans und meinen Kaschmirpulli. Beugend saß sie dann auf dem Klodeckel.

Hier kam sie zurück auf die Geschichte mit dem toten Zeug. Meine Mutter hatte mal eine ganze Badewanne mit Fundstücken aus dem Meer gefüllt: eine Sammlung aschgrauer Rankenfußkrebse, aufgereiht wie Spielzeugsoldaten, und eine kleine Herde weißer Sandkrabben, die sich wie alte Männer in Schalen mit schweren Ticktack-Schritten quer durch die Wanne schleppten und mit ihren Scheren gegen das Porzellan klopften.

»Deine Mutter hat sie tagelang sich selbst überlassen«, sagte Oma Lucy. »So war sie. Immer neugierig.«

»Und Matilda hat dann versucht, sie zu retten?«

Oma Lucy zog sich das Handtuch um die schmalen Schultern, während das Badewasser aus ihren weißen Haaren tropfte. Sie erzählte mir von dieser jüngeren Tochter – für mich neu, für alle anderen längst verloren –, die einen kleinen, sterbenden Ozean gefunden und gedacht hatte, sie könne ihn wieder lebendig machen, wenn sie nur genügend Badewasser einließ. Was dann passiert war? Die Rankenfüßer waren weggespült worden wie verkrusteter Schmutz. Und die Krabben waren nicht die Art Krabben gewesen, die Wasser um sich herum brauchten. Sie waren ertrunken.

Auf der Rückfahrt rief ich aus dem Zug meine Mutter an. Ich sagte ihr, Oma Lucy brauche Hilfe. Kein Problem, sagte sie, wir würden eine Pflegekraft anheuern, die ab und an vorbeischaun könne.

»Sie braucht aber nicht nur ab und an Hilfe«, sagte ich, »sondern ständig.«

Meine Mutter war Anwältin für Einwanderungsrecht und eine furchteinflößende, elfenhafte Schönheit. Ihr tägliches Programm bewältigte sie, indem sie es als ein eigenständiges Wesen behandelte, völlig kompromisslos, als eine Macht, deren Befehle befolgt werden mussten: Termine mit Mandanten, Spinning-Kurse, Sitzungen bei der Psychotherapeutin. »Aber ich rufe Mutter doch andauernd an«, sagte sie verletzt.

Ich wusste, wären wir im selben Raum gewesen, hätte sie ihren Kalender herausgezogen und mir gezeigt, wo diese Anrufe mit Bleistift eingetragen waren: kleine X, die zwischen Namen und Telefonnummern gequetscht waren, zwischen ein, zwei, drei Mal durchgestrichene Verabredungen, bis die letztendlich gültige Uhrzeit dann unbehaglich in einem hastig hingekritzelteten Kästchen aus Kugelschreiberstrichen stand. Mein Blick glitt ab, wenn

ich dieses Buch sah. Es war ein Labyrinth. Und ich wusste, dass meine Mutter irgendwo da drinsteckte.

Sie war total verwirrt, sagte ich ins Telefon. Warum holte sich Oma Lucy nackt einen Joghurt, und was war mit dieser Blutung? Warum zitterte sie so viel? Vielleicht hatte sie einfach nur irgendwas vor sich hin gebrabbelt, vielleicht waren ihre Erklärungen – *Ich habe Nasenbluten bekommen* – einfach nur irgendwelche Wörter, die ihr in den Kopf schossen und passend erschienen.

Meine Mutter fragte, ob sie denn nun zurechnungsfähig gewesen sei oder nicht.

Das könne ich nicht sagen, gab ich zu, das habe geschwankt.

Die Hintergrundgeräusche klangen plötzlich verzerrt. Das bedeutete, dass sie die Freisprechfunktion angeschaltet hatte. Es war immer noch Weihnachten, sogar drüben an der Westküste, aber ich war mir sicher, dass meine Mutter gerade ihr Büro betreten hatte. Ich wusste, wie gern sie ihre bodentiefen Fenster, in deren Scheiben die umliegenden Hochhäuser wie Splitter steckten, der ganzen Länge nach abschritt.

»Wahrscheinlich bewegt sie sich nicht genug«, sagte sie jetzt. »Sie verlässt ja kaum noch das Haus.«

Ich dachte an Oma Lucy, die lang hingestreckt auf dem Fußboden lag, mit Händen, die wie Vögel flatterten. In zwei dünnen Wurmspuren war ihr das Blut aus den Nasenlöchern gelaufen.

»Ich glaube nicht, dass mangelnde Bewegung das Hauptproblem ist«, meinte ich. »Sie ist einfach nur ...«

»Was?«

»Sie braucht Hilfe.« Ich zögerte kurz. »Wie ich schon sagte.«

Ich wusste, dass viele erwachsene Kinder ihr eigenes Leben zurückstellten, um sich um die nachlassenden Körper ihrer Eltern zu kümmern und ihnen beim Essen, Lächeln und Kacken zu helfen, damit sie dabei keine Riesensauerei veranstalteten. Meine Mutter wollte sich jetzt über Pflegekräfte informieren, die mit im Haushalt wohnten. Das sei überhaupt kein Problem, sagte sie,

sie habe genug Geld. »Aber Mutter wird das nicht gefallen«, sagte sie dann. »Das wird ihr überhaupt gar nicht gefallen.«

Fremde Leute, die nett zu einem sind, machen es nicht besser, hatte Lucy zu mir gesagt. *Man fühlt sich nur noch einsamer.* Sie würde wahrscheinlich lieber eingehen wie eine Primel, als sich endgültig der Fürsorge eines fremden Menschen zu unterwerfen.

Ich schlug eine andere Lösung vor. Ich könne doch an vier Abenden pro Woche zu ihr fahren. Ich könne für sie kochen und ihr Gesellschaft leisten.

Meine Mutter sagte: »Dann stehe ich da wie eine unglaublich schlechte Tochter.«

»Äh, was?«

»Irgendjemand stürzt doch immer, oder? Und du fängst sie dann alle auf.«

»Nicht ich habe sie zu Fall gebracht«, sagte ich, »Oma ist von alleine gestürzt.«

Darauf kam nichts mehr von ihr. Von mir auch nicht.

Dann sagte ich: »Sie hat mir von Matilda erzählt.«

Stille.

»Mom?«

Schließlich: »Eigentlich wollte ich diejenige sein, die dir das erzählt.«

»Dafür hattest du jahrelang Zeit.«

»Ich hatte es immer vor, bin nur nie dazu gekommen.«

Ich wartete.

»Ich wusste, wie schlimm du es von mir finden würdest.«

»Was denn?«, fragte ich. »Ich weiß ja noch nicht mal, was passiert ist.«

»Du willst wissen, was passiert ist? Matilda hat *uns* verlassen. Sie ist zuerst gegangen. Sie ist zwar zurückgekommen, aber nie so richtig. Sie hat es gar nicht mehr versucht.«

»Ist sie denn von zuhause weggelaufen?«

»Ach, das ist kompliziert.«